



Eigentlich

Eigentlich sollten Sie hier einen Impuls über die Kraft des Zusammenkommens lesen.

Über Ostern als Fest, an dem sich unsere Sehnsucht nach Gemeinschaft erfüllt.

Anders als erwartet, lauter, schmerzlicher und verletzlicher als gedacht – aber so, wie wir es in diesen Zeiten brauchen.

Doch die Ereignisse der letzten Tage haben in mir das Bedürfnis nach Zusammenkommen deutlich in Frage gestellt. Wieder einmal wurde durch die Bereitschaft einer Frau, die an ihr begangene Gewalt öffentlich zu machen, sichtbar, dass Räume und Beziehungen, in denen wir zusammenkommen, nicht sicher sind. Nicht nur das: Sie können insbesondere für Frauen zutiefst gefährlich werden. Auf die widerlichste Art und Weise.

Eigentlich wollte ich darüber schreiben, wie die Sehnsucht von Maria von Magdala, Maria des Jakobus und Salome die Grundlage legte für ein Zusammenkommen, das die Weltordnung ihrer Zeit infrage stellte, soziale Grenzen durchbrach und neue Formen der Gemeinschaft möglich machte.

Doch nun frage ich mich: Wo sind die Orte – und wer sind die Menschen –, mit denen ich wirklich zusammenkommen möchte?

Aber was soll man machen?! In diesen Wochen wenden sich viele von uns doch den immer gleichen Texten zu. Und ein Monatsimpuls vier Tage vor Ostern kann kaum ignorieren, dass einer der zentralen Feiertage unseres Glaubens ansteht.

Und doch am Grab

Also schiebe ich meine Wut und Verzweiflung zur Seite und lese doch wieder von den Frauen am Grab. Suche vielleicht auch ein bisschen Zuflucht in meinem liebsten Kapitel: Markus 16.

„Als der Sabbat vorüber war, kauften Maria aus Magdala, die Maria des Jakobus und Salome duftende Öle, um zum Grab zu gehen und Jesus zu salben. Sehr früh am Sonntag gingen sie zum Grab, als die Sonne gerade aufging.“

Drei Frauen vermissen ihren Rabbi und Lehrer – aber in meiner liebsten Lesart: ihren Freund.

Sie vermissen es, mit Jesus in einem Raum zu sein, seinen Bewegungen zuzusehen, seine Warmherzigkeit wahrzunehmen.

Sie vermissen die Gruppendynamik, die entsteht, wenn er da ist.

Sie vermissen, wie sie sich fühlen – und wie sie gesehen werden.

Und sie tun etwas, das uns heute eher befremdlich erscheint, damals aber Teil der Trauerbewältigung war: Sie kaufen duftende Öle und machen sich auf den Weg, um den toten Körper zu salben. Um ihm ein letztes Mal einen Freundschaftsdienst zu erweisen.

Kurz gesagt: Das Grab ist offen. Jesu Körper ist verschwunden. Eine ungewöhnliche Gestalt erklärt den Frauen, dass Jesus auferstanden ist und seinen Anhänger*innen in Galiläa begegnen wird. Und sie bekommen einen Auftrag:

„Nun aber geht hin, sagt seinen Jüngerinnen und Jüngern, auch dem Petrus: Er geht euch nach Galiläa voraus; dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.“

Doch die drei Frauen laufen davon und schweigen.

„Und die Frauen gingen hinaus und flohen von dem Grab, denn sie waren außer sich vor Zittern und Ekstase. Und sie sagten niemandem etwas, denn sie fürchteten sich.“

Ein Ende.

Einer der größten Cliffhanger der Literaturgeschichte.

So unerträglich offen, dass spätere Autor*innen einen neuen Schluss hinzufügen mussten.

Die Jünger – The Boys

Das Markusevangelium endet mit einem Auftrag zum Zusammenkommen – und drei Frauen, die sich verweigern.

Sie schweigen. Vielleicht, weil sie nicht anders können. Vielleicht, weil sie nicht wollen.

Zumindest nicht mit denen, die ihnen als Adressaten genannt werden: den Jüngern – und insbesondere Petrus.

Wenn Sie meinen Impuls zu [Maria und Marta](#) aus dem Oktober 2024 gelesen haben, dann wissen Sie: Die Jünger Jesu tragen bei mir einen Spitznamen.

„The Boys“ – in Anlehnung an das seufzende „Oh Boy“ einer Freundin, wenn mal wieder jemand etwas wirklich Dämliches sagt oder tut. The Boys – die Jünger Jesu sind beim Arbeiten mit der Bibel für so einige dieser Stoßseufzer verantwortlich.

Ich erkenne an, dass die Bibel in gerechter Sprache fröhlich von Jüngerinnen und Jüngern spricht. Und viele Exeget*innen sehen in den Jüngern ein Spiegelbild der normalen Gläubigen. Aber wenn wir ernst nehmen, dass hier die Norm verkörpert ist, dann müssen wir auch ernst nehmen, dass diese Jünger für „Männer“ im Allgemeinen stehen können.

Und ihre Geschichte ist nicht nur eine von spiritueller Schwerfälligkeit. Sie ist eine Geschichte tief verinnerlichter Geschlechterrollen, die sie nicht ablegen – selbst an der Seite eines radikal inklusiven Jesus.

Die Evangelien zeigen immer wieder:

The Boys tun sich schwer mit Frauen.

Sie kritisieren die Frau, die Jesus mit Öl salbt – Jesus verteidigt sie.

Sie schicken die syrophönizische Frau weg – Jesus hört ihr zu, selbst wenn es ihm zunächst schwerfällt.

Sie wollen keine Kinder und keine Mütter in der Nähe – Jesus stellt sie in die Mitte.

Immer wieder verhalten sich The Boys so, wie Männer sich verhalten, die nicht gelernt haben, Frauen als spirituelle Autoritäten, als Gesprächspartnerinnen, als Subjekte wahrzunehmen.

Für viele von uns ist das bedrückend vertraut. Wenn ich also an die drei Frauen am Grab denke, dann kann ich mir ausmalen, wie sich die Worte „Geht und sagt es den Jüngern – und dem Petrus“ anfühlen.

An einem Tisch sitzen

Der Weg der Jünger durch die Passion ist keine Heldengeschichte.

Nicht im Geringsten.

Es ist ein Weg von Weglaufen, Nicht-Hinhören, Überschätzen und Versagen. Von Männern, die nicht wach bleiben, wenn Jesus sie braucht. Von Männern, die schweigen, wenn sie sprechen sollten – und sprechen, wenn sie besser zugehört hätten. Von Männern, die Nähe beanspruchen, aber Verantwortung scheuen.

Ich kann verstehen, wenn die Frauen, unmittelbar nach Gewalt, Kontrollverlust und Ohnmacht, kein Interesse daran haben, mit diesen Männern wieder zusammenzukommen.

Und plötzlich lese ich die Gründonnerstagsgeschichte anders.

Denn sie erzählt nicht nur vom ersten Abendmahl. Sie erzählt davon, mit wem Jesus sich an einen Tisch setzt. Mit wem er Gemeinschaft wagt. Mit wem er ein neues Kapitel beginnt. Und das sind nicht die Starken. Nicht die Zuverlässigen. Nicht die, die treu bleiben werden. Es sind Menschen, die enttäuschen werden. Menschen, die fliehen werden. Menschen, die Grenzen überschreiten – und nicht im guten Sinn. Menschen, die schuldig werden.

Jesus lädt sie trotzdem ein.

Aber das bedeutet nicht, dass wir alles mittragen müssen, was andere uns zumuten. Oder dass Tische nicht auch verlassen werden dürfen. Oder dass Zusammenkommen eine heilige Pflicht wäre.

Die Passion erzählt auch:

Es gibt Momente, in denen Schweigen Schutz ist. Schweigen Widerstand ist. Schweigen notwendig ist, weil Räume fehlen, in denen Worte sicher sind. Vielleicht ist das Schweigen der Frauen ihre Grenze. Vielleicht ihr Nein. Vielleicht der Beginn von etwas Neuem.

Das Osterschweigen

Was mich in diesen Tagen besonders bewegt, ist dieses Schweigen.

Das Schweigen der Frauen. Das Schweigen derer, die Gewalt gesehen haben. Ein Schweigen, das nichts mit Feigheit zu tun hat.

Ein Schweigen, das aus einer bitteren Wahrheit kommt:

Nicht jeder Ort ist sicher. Nicht jeder Tisch ist heilsam. Nicht jede Einladung verdient es, angenommen zu werden.

Vielleicht ist dieses Schweigen ein Spiegel für unsere Zeit. Für unsere Fragen:

- Mit wem wollen wir zusammenkommen?
- Wer darf sich sicher fühlen?
- Welche Räume müssen wir schützen – oder verlassen?
- Wo muss das Evangelium neu erzählt werden, damit es wirklich gute Nachricht ist?

Ostern verlangt nicht, sofort wieder an Tische zurückzukehren, die uns nicht guttun. Ostern ist die Freiheit, sich Zeit zu lassen.

Die Freiheit, zu wählen, mit wem wir unser Leben teilen wollen. Die Freiheit, einen neuen Ort zu suchen – vielleicht in Galiläa, vielleicht woanders.

Galiläa

„Er geht euch nach Galiläa voraus; dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.“

Vielleicht kann das „Er geht euch voraus“ gelesen werden als Einladung: Zurückzugehen an den Anfang, dorthin, wo man noch einmal betrachten kann, wie Jesus Beziehungen gestaltet hat – besonders zu Frauen.

In Galiläa begegnet uns ein Jesus, der Frauen nicht an den Rand drängt. Der ihnen zuhört, selbst wenn seine eigenen Freunde es nicht tun. Der ihre Taten würdigt, ihre Worte ernst nimmt, ihre Perspektiven schützt. Der Nähe nicht als Recht versteht, sondern als Verantwortung. Der Gemeinschaft nicht als Selbstverständlichkeit betrachtet, sondern als etwas, das geübt, begrenzt und manchmal neu gelernt werden muss.

Vielleicht ist das für Männer – damals wie heute – ein Anfangspunkt:

Nicht vorauszugehen, sondern aufzuholen. Nicht zu erwarten, dass Frauen wieder den ersten Schritt tun. Sondern selbst den Weg zurückzugehen und die Orte neu zu lernen, an denen Jesus sie schon längst willkommen heißen hat.

Galiläa wäre dann ein Lernraum.

Ein Raum, in dem Männer sich fragen könnten:

- Wo habe ich nicht zugehört?
- Wo habe ich geschwiegen, obwohl meine Stimme wichtig gewesen wäre?
- Wo habe ich Räume selbstverständlich genutzt, die andere erst erkämpfen mussten?

- Und wie kann ich Verantwortung übernehmen für eine Gemeinschaft, die sicherer, gerechter und ehrlicher wird?

Galiläa könnte der Ort sein, an dem Männer sich nicht hinter Tradition, Schweigen oder Unbeholfenheit verstecken. Sondern beginnen, Zusammenkommen neu zu gestalten – nicht auf Kosten anderer, sondern im Bewusstsein der Verletzbarkeit, die Gemeinschaft verlangt.

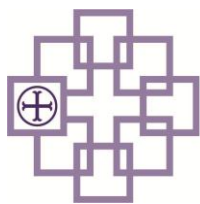
Vielleicht beginnt eine andere Form von Gemeinschaft genau so: Damit, dass Männer Verantwortung übernehmen – nicht nur für sich, sondern für den Raum dazwischen. Für das, was möglich wird, wenn Zuhören wichtiger wird als Erklären.

Wenn Schutz wichtiger wird als Nähe. Vielleicht ist das die Bewegung, die uns aus dem Schweigen herausführen könnte.

Nicht laut.

Aber gemeinsam.

Und sicherer als zuvor.



**EVANGELISCHE
FRAUEN**
IN HESSEN UND NASSAU E.V.

Sarah Eßel,
Referentin Frauenarbeit